



[TRANSLATIONS]

[trænz'leɪʃ(ə)nz]



Unvollendet bleiben

In der Installation TRANSLATIONS versammeln wir gegenwärtige Erzählungen von Flucht. Sechs Familien und Personen erzählen von ihrem strapaziösen, teils gefährlichen Weg nach Europa. Die Erzählungen beginnen im Iran, im Irak, in Syrien und Eritrea. Die Arbeit hat einen offenen Charakter. Neben dem Rohmaterial der Erzählungen stehen gleichberechtigt künstlerische Übertragungen durch die Erzählenden selbst, durch Schüler sowie durch professionelle Künstler*innen.

Während eines Filmprojekts mit Bewohner*innen im Flüchtlingswohnheim AWO Refugium Lichtenberg lernten wir Mohammad Stas kennen, einen jungen Filmschaffenden aus Damaskus und Bewohner des Wohnheims. Zusammen mit ihm beobachteten wir mit der Kamera das Leben in der Erstaufnahmestelle; wir wurden Freunde, beschlossen weiter zusammen zu arbeiten.

Dies führte uns zu einer Gruppe für Frauen mit kleinen Kindern, die sich fast täglich in einem Aufenthaltsraum des Wohnheims trafen. Dank der Wärme, Herzlichkeit und Kompetenz der Sozialarbeiterin Evelyn Noack (Verein Die Brücke e.V.) hatten die Frauen einen eigenen Platz im Wohnheim, in dem sie auf informelle und trotzdem verbindliche Weise zusammen sein konnten, wo sie plaudern, Kaffee trinken, mit den Kindern spielen, Kekse backen, Essen kochen, malen konnten. Vor allem konnten sie aus der sprachlichen, kulturellen und räumlichen Isolation ihrer vorläufigen Wohnung herauskommen. Wir sprachen mit den Frauen, malten, buken Kekse, tranken Kaffee, erstellten mit ihnen Selbst-Porträts mittels Kamera, Diaprojektor, Papier, Schere und fotosensitivem Papier. Eines Tages begann eine Frau, ihre Fluchtgeschichte zu erzählen. Dabei malte sie ihren Weg auf ein großes Papier, das in der Mitte des Tisches lag. Alle hörten gebannt zu und hatten eigene Geschichten hinzuzufügen.

Wir entschlossen uns, die Fluchtgeschichten derer aufzuzeichnen, die bereit waren, uns diese vor der Kamera zu erzählen.

Vier der vorliegenden Geschichten wurden in Berlin aufgezeichnet, zwei in Orten bei Leipzig.
Mohammads Vermittlung und seiner Übersetzungsarbeit sind die engen und informellen Kontakte zu den meisten Familien zu verdanken.

Unsere Arbeit hat einen bewusst offenen, episodischen Charakter. Die einzelnen Episoden sollen vor allem das einzigartige Erleben der Erzählenden widerspiegeln.

Daher die bewusste Aufspaltung der linearen Erzählform in einzelne Elemente des Filmerzhagens.

Die Arbeit entspringt unserem Wunsch, persönlichen Geschichten einen Raum zu geben, die uns erzählens- und hörenswert erscheinen. Sie erzählen von den Machtlosen und von ihrem Mut.

Weil wir glauben, dass es nicht möglich ist, die Geschichten als Zuhörende und Übersetzen alleine zu interpretieren, haben wir die Erzählenden selbst sowie Kinder und professionelle Kunstschauffende um ihre Übertragungen und Übersetzungen der Erzählungen gebeten. Hier erfuhren wir viel Großzügigkeit. So beklagte die Erzählerin Lana den Verlust ihrer Bilder von der Flucht, als das Mobiltelefon der Familie auf dem Weg gestohlen wurde. Schülerinnen und Schüler der Neuköllner Konrad-Agahd-Schule zeichneten in einem Film die Bilder nach. Oder der aus Aleppo stammende Mustafa – er floh nach Haft und Folter vor Kriegsdienst und fast sicherem Tod. Trotz seiner großen Lebenserfahrung wirkte er vor der Kamera schüchtern. Schauspieler Mark Waschke spricht den Text seiner zusammengefasssten und übersetzten Erzählung nach. Das Ehepaar Zeynab und Amin Yousafi berichtet detailliert von seiner gefährlichen Reise aus dem Iran. Die Fotos von der Flucht sehen fast wie Urlaubsfotos aus, da die private Fotodokumentation immer dann aufhört, wenn es gefährlich wird. Die Malerin Angelika Schneider-von Maydell erstellte großflächige Acryl-Porträts der Familie, die das Bewegte der Filmbilder und das Starre der Fotos reflektieren.

TRANSLATIONS ist eine kollektive Arbeit. Wir hoffen darauf, dass sie weiter wachsen kann.

Die Erzählenden haben nicht nur große Gefahren auf sich genommen um für sich und ihre Kinder ein besseres Leben zu suchen. Sie haben es auch gewagt, ihre Geschichten zu erzählen und einer Veröffentlichung dieser zugestimmt. Viele gaben an, sie wollten erzählen, damit das Erlebte für die Kinder in Erinnerung bleibe. Auch die kleinen Kinder saßen beim Erzählen mit am Tisch, hörten zu oder prägten das Gespräch mit.

Wir danken den Erzählenden, den Übersetzenden und Interpretierenden.

Anna Faroqui & Haim Pertetz,
November 2017



Remaining Unfinished

In the installation TRANSLATIONS we bring together present-day stories of fleeing. Six families and individuals tell of their strenuous, sometimes dangerous journeys to Europe. The stories begin in Iran, Iraq, Syria, and Eritrea. They are accompanied by equally valid artistic renderings by the narrators themselves, school pupils, and professional artists.

Because we believe that it isn't possible to interpret the stories as listeners and translators, we asked the narrators, their children, and professional artists to translate and convey them. And they did so with much generosity. The narrator Lana regretted the loss of her photographs of the journey when the family's cellphone was stolen. So in one of the films pupils from the Konrad Agahd School in Neukölln reproduced the pictures. Or Mustafa, from Aleppo, who fled from military service and almost certain death after imprisonment and torture; despite his depth of experience he appears shy in front of the camera. The actor Mark Waschke relates the translated summary of his story. The couple Zeynab and Amin Yousafi give a detailed report of their dangerous journey from Iran. Their photographs almost look like holiday snaps, as their private documentation always stops when danger approaches. The painter Angelika Schneider-von Maydell created large-format portraits of the family that reflect the motion of the filmic images and the stiffness of the photographs.

TRANSLATIONS is a collective work. We hope it will continue to grow. This led us to a group of women with small children, who met almost every day in the hostel's recreation room. Thanks to the warmth and competence of the social worker Evelyn Noack (Die Brücke e.V.), the women had their own place in the hostel where they could come together informally but with mutual commitment, where they could chat, drink coffee, play with the children, bake cookies, cook meals, paint. Where above all they were able to get away from the linguistic, cultural, and spatial isolation of their provisional dwelling place.

We spoke with the women, painted, baked cookies, drank coffee, and made self-portraits with them using camera, slide projector, paper, scissors, and photosensitive paper.

One day, one of the women began to tell the story of her flight, while painting the route on a large piece of paper lying in the middle of the table. Everyone listened, as if spellbound, and added their own stories.

We decided to record the stories of those who were willing to tell them on camera.

Four of these narratives were recorded in Berlin, two in small towns near Leipzig. The close and informal contact to most of the families is due to Mohammad's intercession and translation.

Our work has a deliberately open and episodic character. The individual episodes are primarily meant to reflect the unique experience of the narrators. Hence the intended division of the linear form into single elements of filmic narrative.

The work originates from the desire to provide a space for personal stories that to us seem worth relating and listening to. They tell of the powerless and their courage.

Because we believe that it isn't possible to interpret the stories as listeners and translators, we asked the narrators, their children, and professional artists to translate and convey them. And they did so with much generosity.

During a film project with residents of the refugee hostel AWO Refugium Lichtenberg we got to know Mohammad Stas, a young filmmaker from Damascus who was living there. Together with him we observed life in the reception facility with the camera; we became friends, and decided to continue working together.

This led us to a group of women with small children, who met almost every day in the hostel's recreation room. Thanks to the warmth and competence of the social worker Evelyn Noack (Die Brücke e.V.), the women had their own place in the hostel where they could come together informally but with mutual commitment, where they could chat, drink coffee, play with the children, bake cookies, cook meals, paint. Where above all they were able to get away from the linguistic, cultural, and spatial isolation of their provisional dwelling place.

Not only have the narrators undergone great dangers in order to seek a better life for themselves and their children; they have also risked telling their stories and agreeing to them being made public. Several said they wanted to keep the memories alive for their children. Even the young children sat round the table and listened to the stories or joined in the conversation.

We thank the narrators, translators, and interpreters.

Anna Faroqui & Haim Pertetz,
November 2017

Hanin

Hannin kommt aus Bagdad, Irak. Sie floh 2015 zusammen mit ihrem Mann Mohamad und den drei kleinen Kindern Haidr (3 Jahre), Amin (2 Jahre) und Banin (3 Monate) nach Europa.
Aus Furcht vor Verfolgung möchte Hanin nicht im Bild zu sehen sein.
Während des Gesprächs spielt ihre Tochter Banin im Raum.

Hanin erzählt:

Mein Mann hatte im Irak einen Textilladen. Wir wurden bedroht. Wir sollten fortgehen, man wollte uns den Laden nehmen. Am Ende haben sie meinem Mann den Laden verbrannt. Es herrscht im Irak ein Glaubenskrieg. So beschlossen wir zu gehen.

Zum Glück war unsere finanzielle Situation sehr gut. Wir hatten genügend Geld. So konnten wir uns gültige Papiere besorgen und mit dem Flugzeug in die Türkei reisen. Von dort aus wollten wir übers Meer nach Griechenland und Europa.

Ein Freund meines Mannes hatte alles für uns organisiert. Er meinte er bringt uns mit dem Auto bis ans Meer. Doch er nahm unser Geld und verschwand. Das waren 30.000 Euro.

Ich rief meine Familie an und bat sie mir für die Flucht Geld zu leihen. Bis heute schulde ich ihnen 17.000 Euro.

Wegen dieser Transaktionen blieben wir 4 Tage in einem Hotel in Ankara. Mit dem Bus fuhren wir weiter nach Izmir. Dort blieben wir einen Tag lang in einem Hotel. Es ist ein Glück, dass wir uns das leisten konnten.

Um 8 Uhr abends des Folgetages ging es los. Wir hatten mit dem Schlepper über ein großes Boot gesprochen, dafür hatten wir extra bezahlt. Doch das Boot, das am Ufer auf uns wartete, war winzig. Es war für vielleicht 3 oder 4 Menschen gedacht, und wir waren 20, darunter viele Kinder. Aber nun waren wir an diesen Schlepper gebunden.

Das Boot kam vom Kurs ab. Bis zum Abend des Folgetags trieben wir auf dem Wasser. Wir hatten kaum Essen und zu Trinken dabei, bloß etwas Kekse und Milch für die Kinder.

Irgendwann erlitten wir Schiffbruch und landeten auf einer Insel. Es war mehr ein großer Felsen, mitten im Meer. Das Festland einer größeren Insel lag ganz nahe, aber da gab es eine Steilküste und das Wasser schien sehr tief zu sein. Wir wussten nicht, wo wir waren, waren erschöpft und müde. Hier harrten wir einen weiteren Tag aus. Wir warteten und dachten, uns wird geholfen, aber es kam niemand. Wir riefen die Küstenwache an, aber sie sagten, wir können da nichts machen, nachts kann niemand raus, nur tagsüber.

Am nächsten Tag erst bekamen wir Hilfe. Die Retter warfen uns ein Seil von einem Berg an der nahegelegenen Insel herunter und zogen uns einer nach dem anderen hoch. Inzwischen war die Flut zurück gegangen, und man konnte durch das Wasser zum Festland gelangen. Die Männer, die uns halfen, waren einfache Fischer vom Ort.

Als wir in Griechenland ankamen gingen wir zur Polizei und reichten unsere Papiere ein.

Das Schwierigste in Griechenland war, dass wir zehn Tage dort bleiben mussten. Wieder mieteten wir uns in einem Hotel ein, da das Leben im Flüchtlingslager uns zu hart war. Die Kosten für Übernachtung und Essen trugen wir selbst. Eine Nacht im Hotel kostete 50 Euro.

Endlich fuhren wir mit dem Bus nach Mazedonien. Wir blieben nicht lange dort, dann reisten wir über Serbien nach Österreich. Dieser Weg verlief ohne Zwischenfälle.

Wir sind zuerst nach Schweden gekommen. Dort lebten wir fünf Monate in einer Provinz im Norden, in Järvsö.

Die Umstände dort waren sehr schlecht. Die Kinder wurden krank, es war sehr kalt und es lag Schnee. Deshalb gingen wir nach Deutschland. Das gelang, weil ich hier eine Tante habe, die sei 20 Jahren in Düsseldorf lebt. Doch dann fand man heraus, dass wir in Schweden registriert sind. Die Behörden in Deutschland sagten mir ich müsse zurück nach Schweden. Wir konnten nicht in Düsseldorf bleiben und kamen nach Schwerin. Dort waren die Umstände gut, aber ich weiß nicht warum wir wieder fort mussten. Sie brachten uns nach Berlin.

Hier wurde mein 4. Kind geboren, wir lebten sechs Monate lang in einer Sporthalle, was mit einem kleinen Baby schwierig ist. Die Turnhalle lag in der Nähe der U-Bahnstation Oskar-Helene-Heim, das weiß ich noch. Es war sehr schwierig für die Kinder und mich, aber was soll ich tun.

Im September 2016 sind wir in dieses Wohnheim gekommen.

Aufgezeichnet am 8. Mai 2017

Im Sommer 2017 musste Hanins Familie das Wohnheim verlassen und kam in eine provisorische Flüchtlingsunterkunft in einem Randbezirk Berlins.



Hanin

Hanin comes from Bagdad, Iraq. She fled to Europe with her husband, Mohamad, and their three small children, Haidr (3), Amin (2), and Banin (3 months) in 2015.

For fear of persecution, Hanin doesn't want her image shown on screen. Her daughter, Banin, was playing in the room during the conversation.

Hanin recounts:

My husband had a fabric store in Iraq. We were threatened. They wanted us to leave; they wanted to take away our store. In the end they burned it down. There's a religious war going on in Iraq. So we decided to leave. Luckily our financial situation was very good. We had enough money. So we were able to obtain valid papers and travel to Turkey by plane. From there we wanted to go by sea to Greece and Europe.

A friend of my husband's organized everything for us. He said he would bring us by car to the sea. But he took our money and disappeared. It was 30,000 euros.

I called my family and asked them to lend me money for the journey. I still owe them 17,000 euros.

We stayed in a hotel in Ankara for four days because of these transactions. We traveled on to Izmir by bus. There we waited for a day in a hotel. Fortunately we were able to afford it.

The journey began at 8 p.m. We had spoken with the trafficker about a large boat, for which we had paid extra. But the boat waiting for us on the shore was tiny. It was perhaps intended for three to four people, but there were twenty of us, including many children. But we were now committed to this trafficker.

The boat ran off course. We drifted until the evening of the following day. We hardly had anything to eat or drink, only some biscuits and milk for the children.

At some point we were shipwrecked, and landed on an island. It was more of a large rock, in the middle of the sea. The mainland of a larger island was quite near, but there was only a cliff coast and the water seemed to be very deep. We didn't know where we were; we were exhausted and tired. We held out for another day. We waited, thinking we would be helped, but no one came. We called the coastguard, but they said they couldn't do anything; no one went out at night, only during the day. The next day help arrived. The rescuers threw a rope down from a mountain on the nearby island, and pulled us up one after the other. The tide had gone out in the meantime, and it was possible to reach the mainland through the water. The men who helped us were simple local fishermen.

When we arrived in Greece, we went to the police and submitted our papers.

The most difficult thing about Greece was having to wait there for ten days. Once again we stayed in a hotel, as life in the refugee camp was too hard. We paid for accommodation and food ourselves. One night in the hotel cost fifty euros.

Finally we went by bus to Macedonia. We didn't stay there long. Then we traveled via Serbia to Austria. This journey was without incident.

We went to Sweden first. We lived there for five months in a province in the north, in Järvsö.

Conditions were very bad there. The children got sick; it was very cold and snowy. That was why we went to Germany. We were able to do so because I have an aunt who has lived in Düsseldorf for twenty years.

Then they found out that we were registered in Sweden. The authorities in Germany said I had to return to Sweden.

We weren't able to stay in Düsseldorf, and came to Schwerin. Conditions were good there, and I don't know why we had to leave again. They brought us to Berlin. My fourth child was born here. We lived in a gym for six months, which is difficult with an infant. It was near the U-Bahn station Oskar-Helene-Heim, I remember. It was very difficult for the children and me, but what can you do?

In September 2016 we came to this hostel.

Recorded on May 8, 2017

Hanin's family had to leave the hostel in summer 2017 for provisional refugee accommodation in an outlying district of Berlin.



MUSTAFA

Mustafa kam 2015 allein aus Aleppo in Syrien nach Europa. Er gehört der kurdischen Minderheit des Landes an.

Warum ich geflohen bin? Es gab keine Arbeit, kein Wasser, keinen Strom, kein Essen, einfach nichts.

Dazu sollte ich auch noch in den Krieg ziehen. Alle suchten nach Kämpfern. Entweder wäre ich bei der Freien Syrischen Armee gelandet oder bei den Regierungstreuen. Wenn ich für eine von denen gekämpft hätte, hätte ich bald jemanden umgebracht oder wäre selbst umgebracht worden. Ich möchte aber niemanden töten; ich will auch nicht getötet werden. Ich bin ein friedlicher Mensch.

Ich bin hergekommen, weil ich in Lebensgefahr war.

Ich bin verhaftet worden. Die Regierungstreuen haben mich gefangen genommen. Die Narben von den Elektroschocks sind deutlich auf meinen Armen und am Oberkörper zu sehen.

15 Tage lang war ich im Gefängnis. Dort wurden die Inhaftierten gefragt: "Wem folgt Ihr? Seid Ihr mit der Freien Syrischen Armee? Wer hat Euch die Waffen besorgt?"

Alle Verhafteten waren Zivilisten, wie ich, keiner von uns hat je Waffen gekauft.

Sie beschuldigten uns, schlugen uns und folterten uns.

"Ihr habt Waffen gekauft", sagten sie.

Das war ihre Art der Rechtsfindung.

Sie haben mir Elektroschocks verpasst. Handschellen und Strom. Sie schlugen mich mit Klingen und Messern, bis ich gestanden habe. Aber ich hatte nichts zu gestehen. Ich hatte mich mit niemandem eingelassen.

Als ich aus dem Gefängnis freikam verabschiedete ich mich von meiner Familie. Ich hatte im Haus meines Vaters gelebt, bei meiner Familie. Ich bin Schumacher, hatte aber keine Arbeit in Syrien.

Dann sprach ich einen Schlepper an. Für 700 Dollar brachte man mich über die Grenze in die Türkei. Den Grenzübergang legten wir zu Fuß zurück.

In Istanbul mietete ich mich in einer Jugendherberge ein. Etwa vier Monate lang arbeitete ich schwarz auf dem Bau als Hilfsarbeiter. Für diese Arbeit bekam ich 50 Lira pro Tag, das sind etwa 12 Euro. Ich brauchte Geld, um weiter zu kommen.

Dann traf ein paar Leute, die wussten, wie man mit dem Boot weiter kommt.

Als erstes musste ich zum Markt, dorthin, wo man Rettungswesten verkauft. Ich traf wieder andere Leute. Sie fragten mich "Wohin?"

"Nach Griechenland," erwiderte ich. Wir reisten über Izmir. Dort schliefen wir am Strand, im Gras. Um 7.30 h am Morgen kam das Boot. Es war ein Schlauchboot, doch mit uns waren noch viele Menschen, die in weiteren Booten in See stechen sollten. In der Gruppe, mit der ich fahren sollte, waren 75 Personen. Eigentlich hatte es geheißen, dass wir 40 Männer und einige Kinder sein würden. Am Ende waren wir 75. Wir wurden ins Boot gezwängt, 50 Männer und 25 Kinder. Unsere Reise dauerte 5 ½ Stunden.

Doch in den beiden Schlauchbooten, die nach mir aufbrachen, hatten die Flüchtlinge nicht so viel Glück. 22 Menschen starben in dem einen; 16 in dem zweiten Boot.

Wir landeten in einer vom Militär genutzten Insel. Da gibt es keine Autos, keine Häuser, nichts. Nur Militärangehörige. Ich erinnere mich nicht an den Namen der Insel.

Nach einer Nacht brachte man uns mit einem kleinen Boot von der Küste weg zu einem größeren Boot, einer Fähre. Die ging zur Insel Lesbos, nach Mytilini, eine Reise von sechs Stunden.

In Mytilini verbrachten wir 8 Tage. Es gab keine Fähren ans Festland. Man sah Bilder von Demonstrationen in Deutschland, wegen der Flüchtlinge. Ich weiß nicht genau, was passierte. Aber nach acht Tagen wurden die Straßen geöffnet, so konnten wir ein Boot nehmen und nach Athen weiterreisen.

Zwischen Mazedonien und Österreich verschwimmt für mich die Erinnerung. Wir schliefen an den Grenzen, in den Bussen. Immer kamen Menschen vorbei, die zu Fuß gingen. Es war sehr kalt. Dann wieder mussten wir laufen, 4 oder 5 Stunden lang. Wir nahmen einen Zug und fuhren weiter. Es waren sehr viele Menschen unterwegs.

Für mich war das in ständiger Wechsel: Bus und Zug, Bus und Zug, Bus und Zug. Immer weiter. An den Grenzen mussten wir aussteigen und manchmal stundenlang laufen. Am längsten liefen wir an der kroatischen Grenze. Wir liefen einen ganzen Tag lang, überquerten einen Fluss. Ein langer Weg, bis ein Zug uns weiter brachte. Das müssen 5.000 Menschen gewesen sein, die da gingen.

Irgendwo in Kroatien mussten wir aussteigen und schliefen in einer Station des Roten Kreuzes. Sie hatten Matratzen vorbereitet, kleine Zelte und Bettdecken. Wir schliefen auf der Straße, bis der Zug kam. Der Zug war überlastet. Er fuhr im Pendelverkehr hin und zurück zwischen der Station und der nächsten Haltestelle. Alle sieben Stunden langte der Zug bei uns an. Es war ein großes Durcheinander. Unsere Gruppe wartete einen Tag lang, bis sie an die Reihe kam.

An der österreichischen Grenze wurden wir in einem großen Lager untergebracht.

Dort ruhten wir uns aus. Am nächsten Morgen wurden wir in einer Gruppe, die vier Reisebusse füllte, zur deutschen Grenze gebracht.

Dort hielten wir nicht lange. Jeder von uns musste zwei Fingerabdrücke abgeben und so kamen wir ins Land.

Heute lebe ich in einem Flüchtlingswohnheim für alleinreisende Männer in Delitzsch bei Leipzig. Ich habe keinen dauerhaften Bleibestatus und weiß, dass meine Reise noch nicht zu Ende ist.

Nach einem Gespräch vom 12. März 2017.

Mustafa musste das Wohnheim im Sommer 2017 verlassen.

Der Kontakt zu ihm ist abgebrochen.

Sein derzeitiger Aufenthaltsort ist unbekannt.



MUSTAFA

Mustafa came on his own to Europe from Aleppo in Syria in 2015. He belongs to the country's Kurdish minority.

Why did I leave? There was no work, no water, no electricity, nothing to eat, just nothing. And then I was also supposed to go to war. They were all looking for fighters. I would either have ended up with the Free Syrian Army or the loyalists. If I had fought for either of these groups, I would soon have killed someone or been killed myself. But I don't want to kill anyone, and I don't want to be killed. I'm a peaceful person. I came here because my life was in danger.

I was arrested. The loyalists took me prisoner. You can clearly see the scars of the electric shocks on my arms and torso. I was incarcerated for fifteen days. The prisoners were asked: "Who are you with? Are you with the Free Syrian Army? Who supplied you with weapons?" All the prisoners were civilians, like me. None of us had ever bought weapons. They accused us, beat us, and tortured us. "You bought weapons," they said. That was their form of justice.

They gave me electric shocks. Handcuffs and electricity. They beat me with blades and knives until I confessed. But I had nothing to confess. I didn't get involved with anyone.

When I was released from prison I said goodbye to my family. I had been living in my father's house, with my family. I'm a shoemaker, but I didn't have any work in Syria. Then I approached a trafficker. For 700 dollars I was taken across the border into Turkey. The actual border crossing was on foot.

In Istanbul I stayed in a youth hostel. For about four months I moonlighted on building sites. I was paid fifty liras per day, which is around

twelve euros. I needed money to continue on my way. Then I met some people who knew how to go by boat.

First I had to go to the market where they sold lifejackets. Then I met some other people. They asked me: "Where to?" I replied: "To Greece."

We traveled via Izmir. There we slept on the beach, in the grass. The boat came at 7.30 in the morning. It was an inflatable, but along with us there were a lot more people who were going to sail in other boats. In the group I was supposed to sail with there were seventy-five people. Actually they said we would be forty men and some children. In the end there were seventy-five of us. We were squeezed into the boat, fifty men and twenty-five children.

The journey lasted five and a half hours. But in the two dinghies that left after me the refugees weren't so lucky. Twenty-two people died in the first boat, sixteen in the second.

We landed on an island used by the army. There were no cars, no houses, nothing. Just the military. I can't remember the name of the island.

After one night they took us from the coast in a small boat to a larger one, a ferry. This went to the island of Lesbos, to Mytilini, in a six-hour journey.

We spent eight days in Mytilini. There were no ferries to the mainland. We saw pictures of demonstrations in Germany about the refugees. I don't exactly know what happened. But after eight days the roads were opened, so we could take a boat and travel on to Athens.

My memory blurs between Macedonia and Austria. We slept at the

borders, in the buses. People traveling on foot kept walking past. It was very cold. And then we had to walk again, for four or five hours. We took a train and traveled on.

There were loads of people in transit. For me it was a constant change: bus and train, bus and train, bus and train. On and on. At the borders we had to get out and sometimes walk for hours. We walked the furthest at the Croatian border. We walked for the whole day and crossed a river. A long way, until a train took us further. There must have been 5,000 people walking.

Somewhere in Croatia we had to exit the train and sleep in a Red Cross center. They had prepared mattresses, small tents and blankets. We slept on the street until the train came. The train was overcrowded. It shuttled back and forth between the center and the next stop, arriving back every seven hours. It was really chaotic. Our group waited a day until our turn came.

At the Austrian border we were accommodated in a large camp, where we rested. The next morning we were brought to the German border in a group that filled four coaches. We didn't stop there for very long. Everyone had to give two fingerprints, and then we entered the country.

Today I live in a refugee hostel for unaccompanied men in Delitzsch near Leipzig. I don't have permanent residency, and I know my journey isn't over yet.

After a conversation on March 12, 2017.

***Mustafa had to leave the hostel in summer 2017.
He is no longer in touch. His current whereabouts are unknown.***



LANA, DIDAR UND LAYAD

Lana, Didar und Layad (heute 3 1/2 Jahre alt) kommen aus einem kleinen Ort bei Hewler / Erbil im Norden des Irak. Sie sind Kurden. Ihre Flucht dauerte vom 30. August – 18. September 2015.

Lana erzählt:

Mein Mann war auf der Arbeit. Er arbeitet als Fliesenleger, repariert aber auch Autos oder Fahrräder. Da kam ein Anruf auf meinem Telefon. Es war für meinen Mann. Ein Mann war dran, er hat uns gedroht. „Wir werden Euch umbringen!“

Wir möchten nicht sagen, wer am Telefon war. Doch wir haben schon öfter solche Drohungen bekommen, mein Mann ist sogar schon einmal angeschossen worden. Aber jetzt wusste ich, es ist Zeit. Ich habe sofort meinen Mann angerufen und gesagt: „Geh. Jetzt. Und komme nicht wieder.“

Er floh zur türkischen Grenze, direkt von der Arbeit aus. Zwei weitere Familien mit Kindern kamen mit ihm. Sie gingen zu Fuß und rannten über die Grenze, das hat zwei Stunden gedauert. Es wurde auch auf sie geschossen. Aber das erfuhr ich erst später.

Ich bin zwei Tage später abgereist, mit unserem Sohn Layad. Er war damals 1 Jahr und 8 Monate alt. Wir mussten ja abwarten, dass Didars Flucht auch gelingt. Ich bin erst losgegangen, als Didar mich aus Istanbul angerufen hat. Mein Weg war bequemer. Layad und ich sind mit dem Flugzeug geflogen.

In Istanbul haben wir uns in Aksaray getroffen, einem Viertel, in dem viele Flüchtlinge und Ausländer wohnen. Ein entfernter Verwandter gab uns die Nummer eines Schleppers, der versprach uns mit dem Taxi auf dem Landweg nach Griechenland zu bringen. Aber nichts passierte. Jeden Tag vertröstete er uns aufs Neue. Am Ende hatten wir genug. Mein Mann forderte sein Geld zurück (4.000 Euro) und suchte sich einen anderen Schlepper. Leider ging es mit diesem übers Wasser, eine Reise, vor der wir große Angst hatten. So ein Weg nach Griechenland kostet 1.200 Euro pro Person, auch Kinder. Wir haben meine Aussteuer, die bei uns in Goldschmuck besteht, dafür versetzt.

Wir fuhren mit einem Taxi an die Küste von Bodrum, auf einem Berg versteckten wir uns vor der Militärpolizei. Mit uns versteckten sich viele andere Menschen. Denn was wir taten, ist illegal.

Das erste Boot, das für uns bestimmt war, war kaputt. Wir mussten wieder warten und schliefen am Strand, auf dem Boden. Um 3 Uhr nachts wurden wir geweckt.

„Wacht auf!“ hieß es. „Ihr müsst jetzt gehen!“

Das Boot war winzig, vielleicht für zwei Personen gedacht. Aber wir waren 15 Menschen in dem kleinen Boot. Bereits nach einer halben Stunde Fahrt hielt das Boot an. Zwei afghanische Männer diskutierten aufgereggt miteinander. Auf einmal warfen sie den Generator / Motor ins Wasser, ich weiß nicht warum. Vielleicht wollten sie ihn reparieren und er fiel ihnen versehentlich ins Wasser.

Wir konnten unser Ziel schon sehen, die griechische Insel Kos. Aber ohne Motor ging das Boot plötzlich zurück, auf die türkische Küste zu, es trieb ziellos im Wasser.

Wir hatten große Angst. Der Wellengang wurde stärker, alle schrien vor Angst.

Auf keinen Fall wollten wir in die Hände der türkischen Grenzpolizei geraten. Und dann begann das Wasser in das Boot hinein zu schwappen. „Layad wird sterben!“ schrie mein Mann. Er war noch so klein, überall war das Wasser.

Es stieg immer höher. Das Boot bekam Schlagseite, alle drängten sich auf die aus dem Wasser ragende Seite. Alle riefen durcheinander, Familien, Kinder, alle. Das Wasser stieg immer weiter, es war schon auf Brusthöhe. Jemand rief: „Werft Eure Taschen weg! Wir müssen leichter werden!“ Alles, was uns geblieben war, war in unserem Rucksack. Unsere Pässe und das letzte Geld hatten wir in Plastiktüten verpackt und am Körper versteckt.

Mein Mann nahm meinen Schal und schöpfte Wasser damit. Ich benutzte die Trinkflasche meines Sohnes zum Schöpfen. Es war sehr gefährlich. Wir standen zwischen Leben und Tod.

Wir waren nur etwa drei Stunden in dem Boot. Ein italienisches Schiff rettete uns. Wir waren völlig durchnässt und verängstigt. Aber als das große Schiff uns aufnahm, weinten wir vor Glück.

Als wir an Land kamen, war alles voller Menschen und Zelte. Auf der griechischen Insel Kos ruhten mein Mann, Layad und ich uns zwei Tage lang aus.

Am 14. September kamen wir mit der Fähre ans griechische Festland und nach Athen. Die Flüchtlinge müssen die Reisekosten der Fähren und Busse selber tragen. Man fährt mit den normalen Touristenfähren, von Kos ans Festland kostet das 55 Euro pro Person.

In Athen haben wir eine Tante. Aber wir wollten nicht lange bleiben. Wir wollten weiter. Bereits am Nachmittag nach unserer Ankunft nahmen wir einen Bus, der uns an die Grenze von Mazedonien brachte.

An der Grenze wurden die Flüchtlinge gesammelt. Jemand lief durch die Reihen und rief: „Wir müssen Ihre Papiere registrieren!“ Dann ging es zu Fuß über die Grenze. Das waren hunderte von Menschen. Hinter der Grenze ging es mit Bussen oder Taxis weiter. Wir sind mit den Bussen gefahren,

das war billiger. Dasselbe passierte an der serbischen Grenze. Diesmal gingen wir lange, 2-3 Stunden lang. Polizisten wiesen uns den Weg. Wir waren nicht alleine, immer gingen etwa 200 Menschen zusammen. Überall standen Polizisten und wiesen uns den Weg.

Es war heiß. Ich war sehr erschöpft. Wir hatten nichts zu Trinken. Dieser Fußweg strengte mich besonders an.

In Belgrad kauften wir uns ein Ticket nach Ungarn. Auf dem Weg hielt eine Polizeistreife unseren Bus an. Auf einmal mussten alle aussteigen. Wir durften nicht nach Ungarn hinein, mussten einen Umweg über Kroatien nehmen. Auch nach Kroatien mussten wir zu Fuß gehen. Wieder war es ein sehr langer, anstrengender Fußmarsch. Wir folgten dem Lauf der Eisenbahnschienen.

An einem Bahnhof hielten wir an, in der Hoffnung einen Zug zu bekommen. Über 1.000 Menschen warteten mit uns. Es war wieder sehr heiß. Ich bekam sogar Farbe im Gesicht.

Der Zug brachte uns direkt nach Österreich.

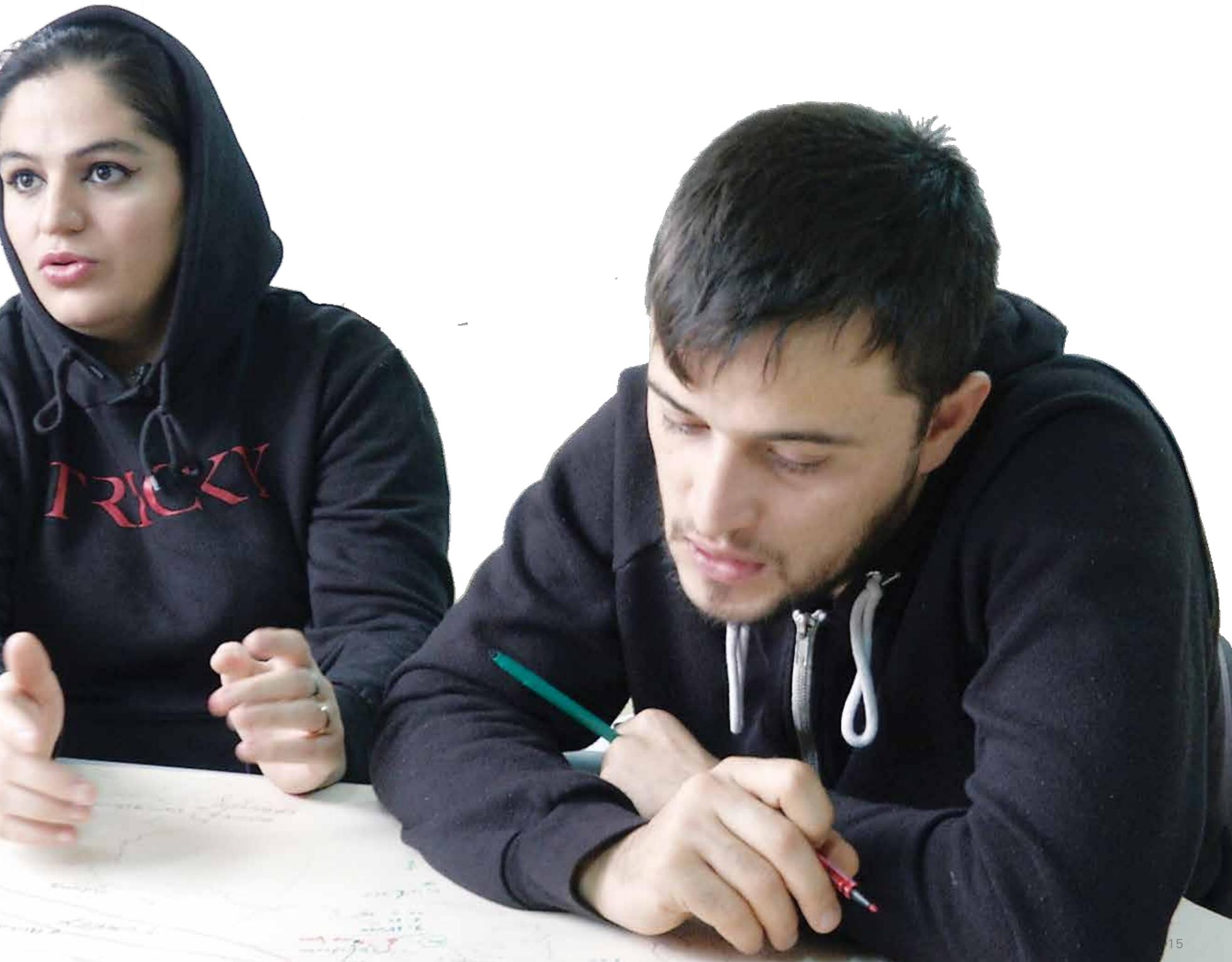
An der österreichischen Grenze war es sehr voll, eine Art Lager. Es gab zu essen und zu trinken, die Kranken wurden versorgt. Wir wurden eingeladen, uns auszuruhen, aber mein Mann und ich, wir wollten weiter. Ich habe mir noch einen Tee bestellt, habe ihn am Ende aber gar nicht getrunken. Wir hatten Angst, den Bus zu verpassen, ich war so müde. Aber wir wollten weiter. Das war noch nicht das Ziel unserer Reise.

Am 18. September, also nach 4 Nächten in Europa, kamen wir per Zug und Bus nach Berlin.

Auf dem Weg haben wir immer wieder Fotos gemacht, die wir – wenn es möglich war – nach Hause schickten, als Lebenszeichen. Auf dem Weg durch die Balkanstaaten haben wir keine Bilder verschickt, aus Angst, dass das Telefon gestohlen wird. An den Rast-Stationen gab es immer ein Gedränge um ein Auflade-Gerät oder eine Steckdose. Es wurde gekämpft, geschrien und gewartet um eine Ladestation. Da sah man 200 Mobiltelefone nebeneinander. Wir haben das Gerät bewacht, manchmal hat mein Mann kein Auge zugetan nur damit das Mobiltelefon nicht gestohlen wird.

Aber in Österreich wurde es uns dann gestohlen. Ich habe es beim Aufladen für nur fünf Minuten aus den Augen verloren, und schon war es weg, mit all unseren Bildern von der Flucht. Nur fünf Minuten der Unachtsamkeit.

**Das Gespräch wurde am
28. Oktober 2016 in Berlin aufgenommen.**



LANA, DIDAR, AND LAYAD

Lana, Didar, and Layad (today 3 1/2 years old) come from Hewler in northern Iraq. They are Kurds.

Their journey lasted from August 30 to September 18, 2015.

Lana recounts:

My husband was at work. He works as a tile setter, but he also repairs cars or bicycles. There was a call to my telephone, but it was for my husband. It was a man, threatening us: "We're going to kill you!"

We don't want to say who the caller was. But we had often received such threats. My husband was even shot at once. But now I knew it was time. I called my husband right away, and said: "Leave. Now. And don't come back." He fled straight from work to the Turkish border. Two other families with children went with him. They went on foot and ran across the border, which took two hours. They were also fired on, but I only heard about that later.

I left two days later, with our son, Layad. He was a year and eight months old at the time. We had to wait for Didar's escape to succeed. I only set out when Didar called me from Istanbul. My journey was easier; Layad and I took the plane.

In Istanbul we met in Aksaray, a district where a lot of refugees and foreigners live. A distant relative gave us the number of a trafficker who promised to take us to Greece overland by taxi. But nothing happened. He kept putting us off. In the end we had had enough. My husband demanded our money back (4,000 euros) and looked for another trafficker. Unfortunately this one went via sea, a journey we were very afraid of. A journey like this to Greece costs 1,200 euros per person, even for children. For this we pawned my dowry, which is in the form of gold jewelry.

We took a taxi to the coast of Bodrum, and hid from the military police on a mountain. Many other people hid with us, because what we did was illegal. The first boat we were supposed to take was unseaworthy. We had to wait again, and slept on the beach, on the ground. We were woken at three in the morning. "Wake up!" they said. "You have to leave now!"

The conversation was recorded in Berlin on October 28, 2016.

The boat was tiny, perhaps meant for two people. But there were fifteen of us. It halted after half an hour's sailing. Two Afghan men were arguing nervously. Suddenly they threw the motor into the water. I don't know why. Perhaps they wanted to repair it, and it fell into the water by accident.

We could already see our goal, the Greek island of Kos. But without its motor the boat started slipping back toward the Turkish coast, drifting aimlessly in the water.

We were very afraid. The waves grew stronger, and everyone was screaming in fright.

There was no way we wanted to fall into the hands of the Turkish border police.

And then the water began to slosh into the boat. "Layad will die!" my husband screamed. He was still so small. There was water everywhere. It rose higher and higher. The boat began to list, and everyone pushed to the side jutting out of the water. People were all over the place, families, children, everyone. The water continued to rise; it was already up to our chests. Somebody shouted: "Throw your bags away. We need to get lighter!" Everything we had left was in our rucksack. Our passports and the last of our money were wrapped in plastic bags and hidden on our bodies.

My husband took my scarf and bailed water with it. I bailed with my son's bottle. It was very dangerous. We were balanced between life and death.

We were only in the boat for about three hours. An Italian ship rescued us. We were soaked through and scared. But when the big ship picked us up we wept in happiness.

When we came ashore, there were people and tents everywhere. My husband, Layad, and I rested for two days on the Greek island of Kos.

On September 14 we went by ferry to the Greek mainland and Athens. The refugees had to cover their travelling expenses on the ferries and buses themselves. You sail with the normal tourist ferries. It costs fifty-five euros per person from Kos to the mainland.

We have an aunt in Athens, but we couldn't stay for long. We wanted to go on. On the afternoon of our arrival we took a bus to the Macedonian border.

At the border the refugees were gathered together. Someone ran down the lines shouting: "We have to register your papers!" Then we crossed the border on foot. There were hundreds of people. On the other side of the border people continued by bus or taxi. We traveled by bus, which was cheaper. The same thing happened at the Serbian border. This time we walked for a long time, two to three hours. Police showed us the way. We weren't on our own. Around 200 people always went together. Police were standing everywhere, showing us the way.

In Belgrad we bought a ticket to Hungary. On the way a police patrol stopped our bus. We all had to get out. We weren't allowed to enter Hungary, and had to take a detour via Croatia. And we had to go to Croatia on foot. It was another very long, strenuous march. We followed the railroad tracks. We stopped at a station in the hope of getting a train. Over 1,000 people waited with us. Again it was very hot. My face even got a tan. The train took us straight to Austria.

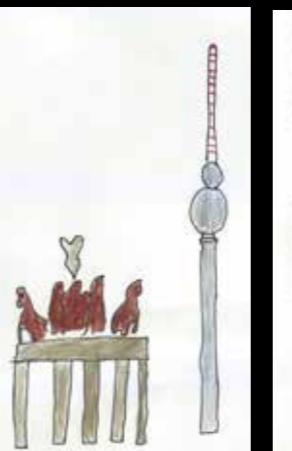
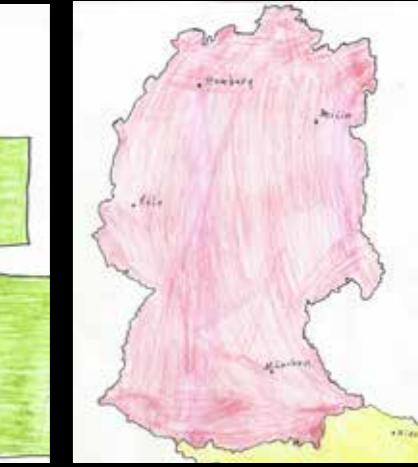
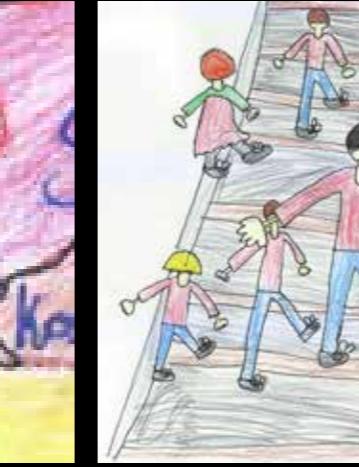
The Austrian border was very crowded, a kind of camp. There was something to eat and drink; people tended to the sick. We were invited to rest, but my husband and I wanted to go on. I ordered a tea, but in the end I didn't drink it. We were afraid of missing the bus. I was so tired, but we wanted to go on. That wasn't the goal of our journey.

On September 18, after four nights in Europe, we reached Berlin by train and bus.

On the way we regularly took photos, which—when it was possible—we sent home as a sign of life. We didn't send any pictures on the way through the Balkans, for fear of the telephone being stolen. There was always a jostle for a charger or socket at the stopping places. People fought, shouted, and waited for a charging point. You saw 200 cellphones side by side. We guarded ours. Sometimes husband didn't sleep, just to make sure the phone wasn't stolen.

But then it was stolen in Austria. I only lost sight of it for five minutes while charging, and it was already gone, with all the pictures of our journey. Only five minutes of inattention.





JACOB

Jacob floh 2010 aus Eritrea. Nach jahrelangen Unabhängigkeitskämpfen gegen Äthiopien hat das nordostafrikanische Land nur der Form nach eine republikanische Verfassung unter dem autoritären Präsidenten Isayas Afewerki.

Es herrscht allgemeine Wehrpflicht, für Frauen und Männer. Weibliche Einberufene erfahren weit verbreitete sexuelle Gewalt unter Androhung von Urlaubsverweigerung über sexuelle Sklaverei bis hin zu Dienst an der Kriegsfront. Wehrdienstverweigerern drohen drastische Strafen.

Jacob erzählt seine Geschichte im Beisein seiner Frau Simret und ihres gemeinsamen Sohnes Maron. Simret hat eine ähnliche Fluchtgeschichte hinter sich wie ihr Mann.

Jacob erzählt:

Eine militärische Grundausbildung und Militärdienst sind bei uns Pflicht. Ich war Teil der Militärpolizei in Metir. Dort gibt es ein Gefängnis für Menschen, die beim Versuch, aus dem Dienst zu desertieren oder aus dem Land zu fliehen, erwischen wurden. Das war schrecklich. Die Gefangenen akzeptierten ihr Los nicht, sie protestierten und beschwerten sich. Viele von ihnen waren verstört.

Immer wieder hörten wir: „Warum sind wir hier? Wir haben nichts falsch gemacht. Wir versuchten nur nach Sudan oder nach Äthiopien zu fliehen.“ Auf so ein „Vergehen“ steht in Eritrea bis zu 4 Jahre Gefängnis. Die Lebensbedingungen sind schlecht. Es gibt nur zweimal am Tag ein wenig Linsensuppe und ein bisschen Brot zu essen. Bei Nacht oder Unwetter häufen sich die Fluchtversuche. Wir hatten den Auftrag, mit dem Maschinengewehr auf die Flüchtenden zu schießen.

Ich floh, nachdem ich in eine Auseinandersetzung mit meinem Vorgesetzten geriet, weil ich einen Befehl verweigerte.

Ich nahm zwei Gefangene mit mir, und wir flohen zu Fuß über Land nach Asmara, der Hauptstadt Eritreas. Der Fußweg dauerte vier Tage. Das Land ist teilweise Wüste. Ich hatte nur zwei Feldflaschen dabei und wir kannten den Weg nicht.

Doch nach einem Tag wir langten wir in einem kleinen Dorf an. Die Leute dort zeigten uns den Weg. Das war im Februar 2010.

Auf dem Weg trennten meine beiden Begleiter sich von mir. Ich war auf einmal ganz alleine. In Asmara habe ich viele Freunde, die halfen mir. Ich konnte mich in einer Wohnung verstecken. Doch mein Vorgesetzter aus Metir bekam einen Hinweis und folgte mir nach Asmara. Er wollte mich töten. Auf den Straßen hing mein Bild, wie das eines Schwerverbrechers.

So ging ich nur noch vermummt auf die Straße, mit Schal, Mütze und Jacke. Nach vier Monaten beschloss ich zu fliehen.

Im Juni 2010 ging ich zu Fuß über die Grenze nach Äthiopien. Wieder war der Weg dorthin mir unbekannt, wieder lief ich tagelang zu Fuß. Ich langte um Mitternacht des dritten Tages an der Grenze an. Der Übergang war gefährlich. Schüsse fielen, etwa sieben oder acht Mal. Ich versteckte mich hinter großen Felsen und schaffte es schließlich – etwa 30 Meter in Deckung der Felsen - nach Äthiopien.

In Äthiopien wurde ich freundlich behandelt. Ich kam ich ein Erstaufnahmelaager, dann in ein großes Lager, das damals recht neu war, Ad'harsch. Es fliehen so Viele aus Eritrea. Da ich ganz auf mich gestellt war und kein Geld hatte, musste ich als Hilfsarbeiter auf dem Bau arbeiten. Von Beruf her bin ich Hirte. In Ad'harsch blieb ich vier Jahre.

Das Leben war schwer, die Arbeit sehr hart. Ohne Familie war ich ganz auf mich allein gestellt. Schließlich entschloss ich mich, weiter in den Sudan zu fliehen.

Über die Grenze musste ich fast zwei Tage warten, bis ein Transporter unsere Gruppe von Flüchtlingen nach Khartum mitnahm. Ich blieb sechs Monate dort. Ich arbeitete in einer Zuckerfabrik, alles illegal, ich hatte keine Papiere und die Arbeit war sehr schwer. Immer musste ich achtgeben, nicht von der Polizei entdeckt zu werden und lebte zurückgezogen. Auf keinen Fall durfte ich zurück nach Eritrea geschickt werden.

Im März 2014 bin ich von Sudan nach Libyen gekommen. Das war sehr schwierig, man kann den Weg nicht zu Fuß laufen. Das Land ist Wüste. In diesem Teil der Sahara sterben mehr Flüchtlinge als im Mittelmeer. Wir mussten einem Schleuser viel Geld bezahlen. Dann wurden wir auf offene Pickups geladen und durch die Wüste gebracht. Die Ladefläche ist recht klein, aber es fahren etwa 25 Leute in so einem Auto, das Teil einer Kolonne ist. Es ist so eng, dass man sich nicht rühren kann. Und draußen sieht man keine Menschen, kein Wasser. Da ist nur die Wüste. Diese Reise dauerte sieben Tage.

Auch in Libyen landeten wir zuerst in einem Übergangslager. Es war schlimmer als je zuvor. Es gab kein Essen, kein Wasser. Wir konnten uns nicht waschen. Die Wachen waren bösartig und korrupt. Wer nicht zahlen konnte, bekam die Essensrationen gekürzt oder wurde geschlagen.

Mit einem geschlossenen LKW, in den 150 Menschen eingepfercht waren, schafften wir es über Umwegen nach Tripolis, der Hauptstadt von Libyen. Auch dort kamen wir in ein Lager, aber die Bedingungen waren ein kleines bisschen besser als in dem Zwischenlager.

Nach drei Monaten sind wir mit einem Boot gen Italien gefahren. Die Überfahrt kostet fast 2.000 Euro. Natürlich hatte ich nicht so viel. Doch ich bekam Hilfe von meiner Familie in Eritrea. Sie sammelten alle und schickten mir Geld.

Auf dem Meer trieben wir drei Tage lang. Das kleine Boot war mit 270 Menschen vollgestopft und war kaputt. Der Kapitän war genauso ängstlich wie wir und weinte wie ein Kind. Wir glaubten schon, wir müssten ertrinken. Doch auf einmal sahen wir haben ein großes Schiff mit türkischer Flagge. Wir zogen unsere T-Shirts aus und winkten, lauter rote und gelbe Fahnen.

Europa erreichten wir über Sizilien, wo wir drei Tage lang warten mussten. 90 Menschen aus unserer Gruppe konnten mit dem Flugzeug weiter nach Rom fliegen. Dort brachte man uns in ein Camp. Man bekam zu essen, man konnte sich ausruhen, aber das war auch alles. Es gab nichts zu tun. Mit einigen anderen Afrikanern bin ich nach kurzer Zeit aus dem Camp geflohen. In Rom lebte ich einige Tage auf der Straße. Wieder bekam ich Hilfe von Landsleuten, von Menschen aus Eritrea und Äthiopien, die haben uns ein bisschen zu Essen und zu Trinken gegeben.

Nach Deutschland reiste ich weiter mit dem Zug. Dort ging es einige Wochen und Monate lang von Lager zu Lager: München, Chemnitz, Schönberg, Delitzsch und schließlich Rackwitz bei Leipzig. Seit sieben Monaten lebe ich mit meiner Frau Simret in einer eigenen Wohnung in dem kleinen Ort Rackwitz nahe Leipzig. Wir haben einen kleinen Sohn, Maron, und sind fest in das Gemeindeleben der eritreischen Christen hier eingebunden. So können wir weiter unsere Sprache sprechen, unsere Bräuche pflegen. Ich mache eine Ausbildung zum Landwirt und träume von der Arbeit auf einem Bauernhof.

*Das Gespräch wurde am
12. März 2017 in Rackwitz aufgenommen.*



JACOB

Jacob fled from Eritrea in 2010. After years of fighting for independence from Ethiopia, the northeast African country only has a pro-forma republican constitution under its authoritarian president, Isaya Afewerki. There is compulsory military service for both men and women. Female conscripts are commonly subjected to sexual violence under the threat of canceled leave, sexual slavery, or front-line service. Conscientious objectors face drastic punishment.

Jacob tells his story in the presence of his wife, Simret, and their son, Maron. Simret's experience of fleeing her country was similar to that of her husband.

Jacob recounts:

In our country a military basic training and military service are compulsory. I was part of the military police in Metir, where there is a prison for people who were caught attempting to desert or flee the country. It was terrible. The prisoners didn't accept their fate; they protested and complained. Many of them were disturbed.

We often heard: "Why are we here? We've done nothing wrong. We were only trying to flee to Sudan or Ethiopia."

In Eritrea you can get up to four years in prison for this. The living conditions are bad. There's only a little lentil soup and a piece of bread twice a day. Attempts to escape increase at night or during storms. We were ordered to fire on escapees with machine guns.

I fled after getting into an argument with my superior, because I refused to obey an order.

I took two prisoners with me, and we fled on foot across country to Asmara, the capital of Eritrea. It took four days. The terrain is partially desert. I only had two flasks with me, and we didn't know the way. But after a day we reached a small village. The people there gave us directions. That was in February 2010.

My two companions parted from me on the way. Suddenly I was all alone. In Asmara I have a lot of friends who helped me. I was able to hide in an

apartment. But my superior in Metir was given a lead and followed me to Asmara. He wanted to kill me. My picture hung in the street, like that of a dangerous criminal.

So I only went out in disguise, with a scarf, cap, and jacket. After four months I decided to flee.

In June 2010 I crossed the border to Ethiopia on foot. Once again I didn't know the way, and again I walked for days. At midnight on the third day I reached the border. The crossing was dangerous. Shots were fired, around seven or eight times. I hid behind a large rock, and in the end I was able to make my way—around thirty meters, covered by the rocks—to Ethiopia.

I was treated kindly in Ethiopia. First I was in a reception camp, then in a larger camp, which was then very new, Ad'harsh. So many people are fleeing from Eritrea. Because I was quite alone and had no money I had to work as a construction laborer. By occupation I'm a shepherd. I stayed in Ad'harsh for four years.

Life was difficult, and the work very hard. Without a family, I was on my own. In the end I decided to go on to Sudan.

I had to wait almost two days to cross the border, until a truck took our group of refugees to Khartoum. I stayed there for six months. I worked in a sugar factory. It was illegal, I had no papers, and the work was very hard. I continually had to make sure I wasn't discovered by the police, and lived in seclusion. There was no way I was going to be sent back to Eritrea.

In March 2014 I went from Sudan to Libya. It was very difficult. You can't make the journey on foot. The terrain is desert. More refugees die in this part of the Sahara than in the Mediterranean.

We had to pay a trafficker a lot of money. Then we were loaded onto open pickups and driven through the desert. The loading space is very small, but around twenty-five people travel in a vehicle like this, as part of a convoy. It's so cramped you can't move. And outside you don't see any people or water. It's just desert. This journey lasted seven days.

In Libya we also landed in a transit camp at first. It was worse than before. There was no food, no water. We couldn't wash. The guards were vicious

and corrupt. If you couldn't pay, you had your food rations cut, or you were beaten.

We managed to reach Tripolis, the capital of Libya, via detours, cooped up with 150 people in a closed truck.

There we were also put in a camp, but the conditions were no better than in the transit camp.

After three months we sailed towards Italy in a boat. The crossing cost almost 2,000 euros. I didn't have that much, of course. But I was helped by my family in Eritrea. They had a collection, and sent me money.

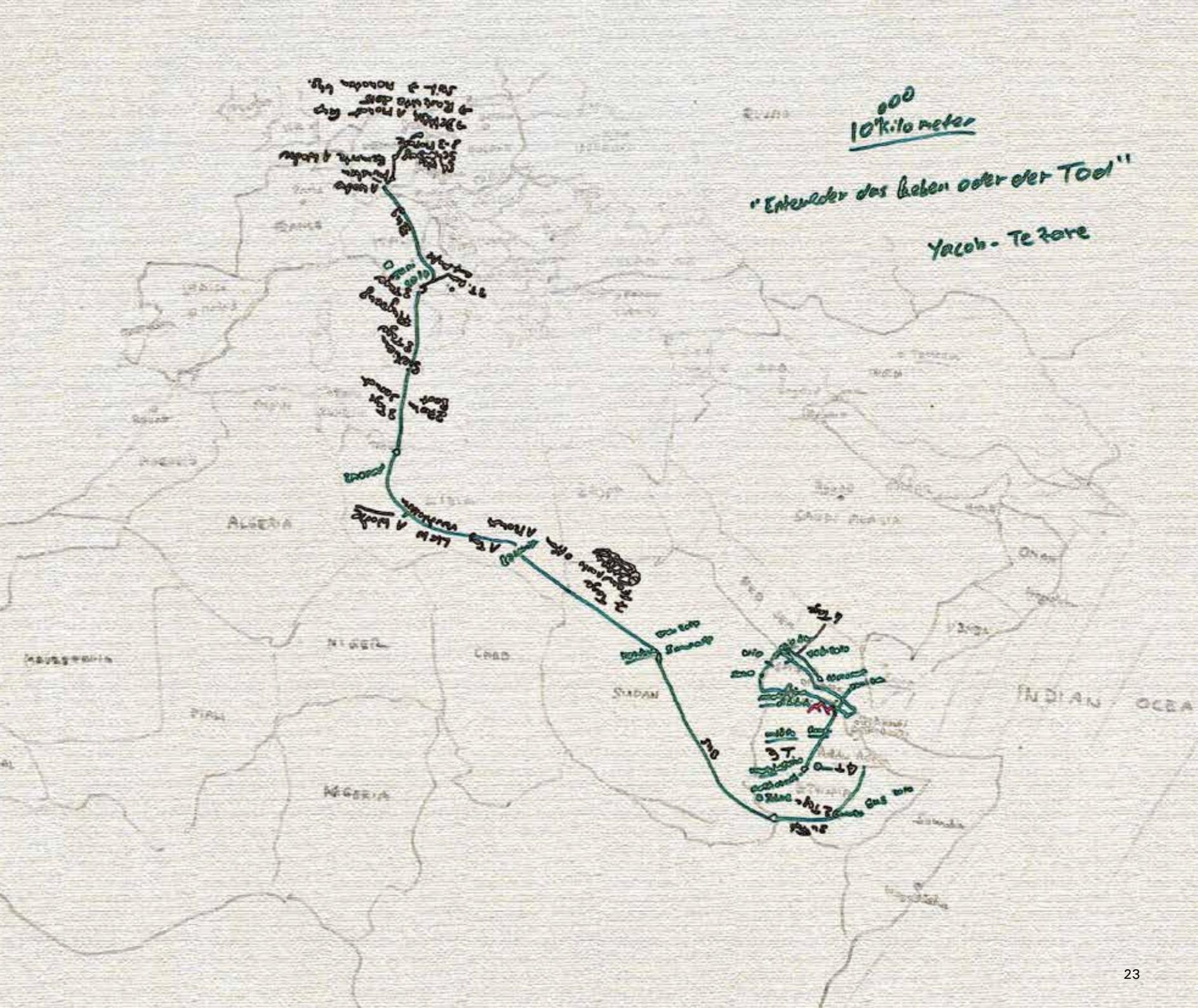
We drifted at sea for three days. The boat was crowded with 270 people, and it was unseaworthy. The captain was as afraid as we were, and cried like a baby. We were sure we were going to drown. But suddenly we saw a large ship with a Turkish flag. We took off our T-shirts and waved—all kinds of red and yellow flags.

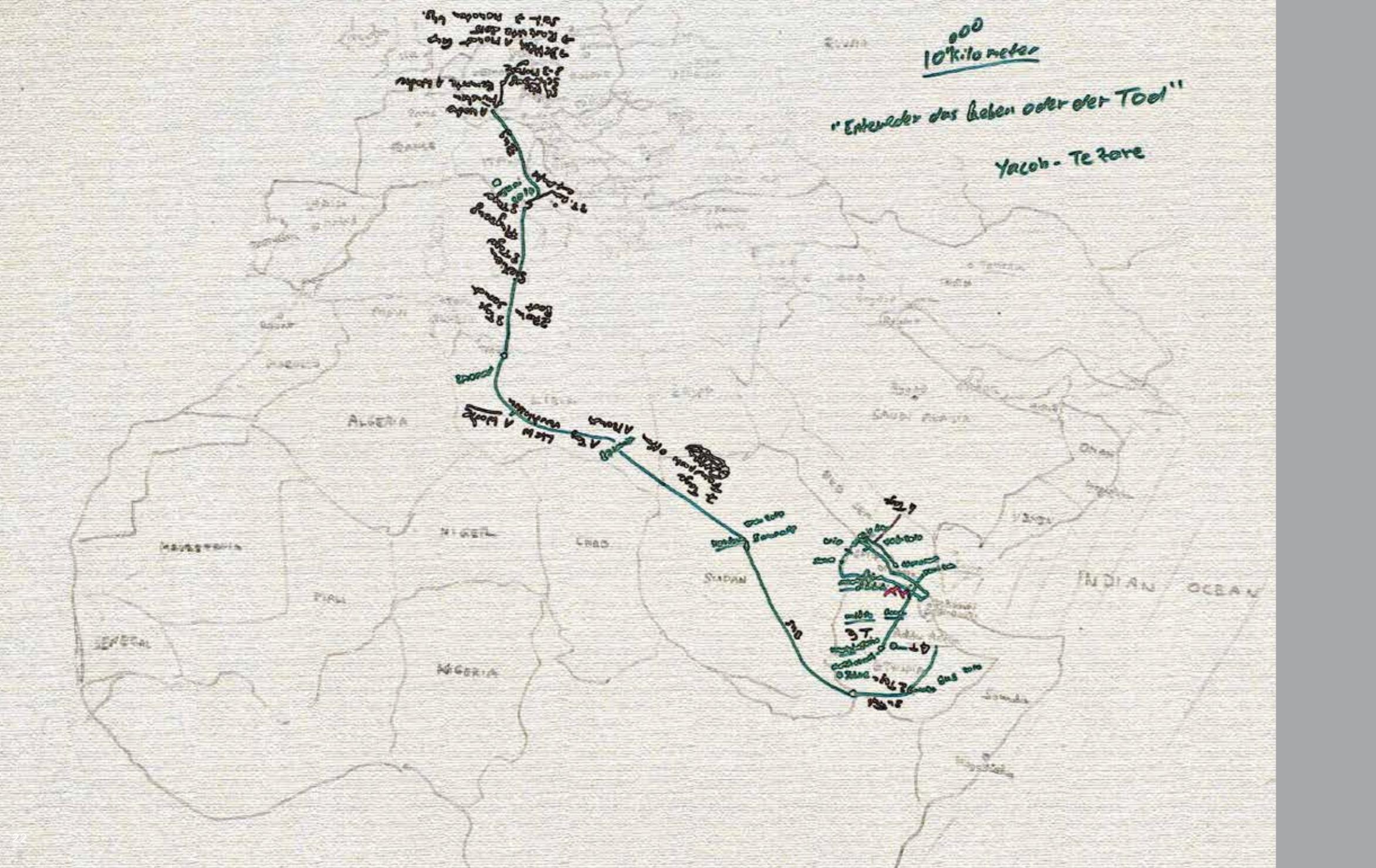
We reached Europe via Sicily, where we had to wait for three days. Ninety people from our group were able to travel on by plane to Rome. There they brought us to a camp. We were given something to eat, and we were able to rest, but that was all. There was nothing to do. After a short time I fled the camp with some other Africans.

In Rome I lived on the street for a few days. Once again I was helped by fellow countrymen, people from Eritrea and Ethiopia, who gave us a little to eat and drink.

I traveled to Germany by train. There I went from camp to camp for a few weeks and months: Munich, Chemnitz, Schönberg, Delitzsch, and finally Rackwitz, near Leipzig. I have been living with my wife, Simret, in a small apartment in this village of Rackwitz, near Leipzig for seven months. We have a young son, Maron, and are very involved with the Eritrean Christian community here. So we are able to continue speaking our language and follow our customs. I'm training to be a farmer, and dream of working on a farm.

The conversation was recorded on March 12, 2017, in Rackwitz.





JACOB

Jacob fled from Eritrea in 2010. After years of fighting for independence from Ethiopia, the northeast African country only has a pro-forma republican constitution under its authoritarian president, Isaya Afewerki. There is compulsory military service for both men and women. Female conscripts are commonly subjected to sexual violence under the threat of canceled leave, sexual slavery, or front-line service. Conscientious objectors face drastic punishment.

Jacob tells his story in the presence of his wife, Simret, and their son, Maron. Simret's experience of fleeing her country was similar to that of her husband.

Jacob recounts:

In our country a military basic training and military service are compulsory. I was part of the military police in Metir, where there is a prison for people who were caught attempting to desert or flee the country. It was terrible. The prisoners didn't accept their fate; they protested and complained. Many of them were disturbed.

We often heard: "Why are we here? We've done nothing wrong. We were only trying to flee to Sudan or Ethiopia."

In Eritrea you can get up to four years in prison for this. The living conditions are bad. There's only a little lentil soup and a piece of bread twice a day. Attempts to escape increase at night or during storms. We were ordered to fire on escapees with machine guns.

I fled after getting into an argument with my superior, because I refused to obey an order.

I took two prisoners with me, and we fled on foot across country to Asmara, the capital of Eritrea. It took four days. The terrain is partially desert. I only had two flasks with me, and we didn't know the way.

But after a day we reached a small village. The people there gave us directions. That was in February 2010.

My two companions parted from me on the way. Suddenly I was all alone. In Asmara I have a lot of friends who helped me. I was able to hide in an

apartment. But my superior in Metir was given a lead and followed me to Asmara. He wanted to kill me. My picture hung in the street, like that of a dangerous criminal.

So I only went out in disguise, with a scarf, cap, and jacket. After four months I decided to flee.

In June 2010 I crossed the border to Ethiopia on foot. Once again I didn't know the way, and again I walked for days. At midnight on the third day I

reached the border. The crossing was dangerous. Shots were fired, around seven or eight times. I hid behind a large rock, and in the end I was able to make my way—around thirty meters, covered by the rocks—to Ethiopia.

I was treated kindly in Ethiopia. First I was in a reception camp, then in a larger camp, which was then very new, Ad'harsh. So many people are fleeing from Eritrea. Because I was quite alone and had no money I had to work as a construction laborer. By occupation I'm a shepherd. I stayed in Ad'harsh for four years.

Life was difficult, and the work very hard. Without a family, I was on my own. In the end I decided to go on to Sudan.

I had to wait almost two days to cross the border, until a truck took our group of refugees to Khartoum. I stayed there for six months. I worked in a sugar factory. It was illegal, I had no papers, and the work was very hard. I continually had to make sure I wasn't discovered by the police, and lived in seclusion. There was no way I was going to be sent back to Eritrea.

In March 2014 I went from Sudan to Libya. It was very difficult. You can't make the journey on foot. The terrain is desert. More refugees die in this part of the Sahara than in the Mediterranean.

We had to pay a trafficker a lot of money. Then we were loaded onto open pickups and driven through the desert. The loading space is very small, but around twenty-five people travel in a vehicle like this, as part of a convoy.

But after a day we reached a small village. The people there gave us directions. That was in February 2010.

In Libya we also landed in a transit camp at first. It was worse than before. There was no food, no water. We couldn't wash. The guards were vicious

and corrupt. If you couldn't pay, you had your food rations cut, or you were beaten.

We managed to reach Tripolis, the capital of Libya, via detours, cooped up with 150 people in a closed truck.

There we were also put in a camp, but the conditions were no better than in the transit camp.

After three months we sailed towards Italy in a small boat. The crossing cost almost 2,000 euros. I didn't have that much, of course. But I was helped by my family in Eritrea. They had a collection, and sent me money.

We drifted at sea for three days. The boat was crowded with 270 people, and it was unseaworthy. The captain was as afraid as we were, and cried like a baby. We were sure we were going to drown. But suddenly we saw a large ship with a Turkish flag. We took off our T-shirts and waved—all kinds of red and yellow flags.

We reached Europe via Sicily, where we had to wait for three days. Ninety people from our group were able to travel on by plane to Rome. There they brought us to a camp. We were given something to eat, and we were able to rest, but that was all. There was nothing to do. After a short time I fled the camp with some other Africans.

In Rome I lived on the street for a few days. Once again I was helped by fellow countrymen, people from Eritrea and Ethiopia, who gave us a little to eat and drink.

I traveled to Germany by train. There I went from camp to camp for a few weeks and months: Munich, Chemnitz, Schönberg, Delitzsch, and finally Rackwitz, near Leipzig.

I have been living with my wife, Simret, in a small apartment in this village of Rackwitz, near Leipzig for seven months. We have a young son, Maron, and are very involved with the Eritrean Christian community here. So we are able to continue speaking our language and follow our customs. I'm training to be a farmer, and dream of working on a farm.

The conversation was recorded on March 12, 2017, in Rackwitz.

ZEYNAB UND AMIN

Zeynab und Amin sowie ihr Sohn Nima kommen aus Shiraz, Iran. Sie sind afghanischer Herkunft, Zeynab wurde im Iran geboren. Zur Zeit ihrer Flucht war Zeynab schwanger. Ihre Tochter Aniya wurde 2016 in Berlin geboren.

Amin erzählt:

Wir sind geflohen, weil ich in meiner Heimatstadt Shiraz ohne gültigen Pass aufgegriffen wurde. Ich sollte nach Afghanistan abgeschoben werden, wo ich geboren bin. Meine Frau Zeynab ist auch afghanischer Herkunft, wurde jedoch im Iran geboren.

Wir haben uns in unserer Notlage gesagt, dass wir die Chance zur Flucht nutzen müssten so lange die Wege noch offen sind.

Wir verkauften den Hausrat und forderten unsere Wohnungskaution ein, um Bargeld für die Reise in der Hand zu haben.

Mit dem Bus fuhren wir nach Teheran, wo wir bei einer uns bekannten afghanischen Familie unterkamen. Dort blieben wir etwa eine Woche. Ständig hatten wir Angst, dass ich entdeckt und ausgewiesen werde.

Von Teheran aus sind wir mit dem Taxi an die Grenzstadt Urmia gefahren. Die Fahrt war halsbrecherisch. Der nervöse Fahrer fuhr fast 200 km/h. An einigen Stellen wäre der Wagen beinahe von der Straße abgekommen. Ich saß hinter dem Mann auf dem Rücksitz, kloppte ihm auf den Rücken und bat ihn langsamer zu fahren. „Wir wollen noch nicht sterben“, sagte ich.

Als wir an der türkischen Grenze ankamen, trafen wir die Schlepper, denen wir sehr viel Geld zahlen mussten. Von da an übernahmen sie die Entscheidungen; unser Leben lag in ihren Händen.

Der Weg über die Grenze war furchtbar schwer. Es war Mitternacht. Ich trug Nima und einen schweren Rucksack, Zeynab war schwanger und sollte nicht schwer tragen. Man hatte uns gesagt, dass der Grenzübergang zu Fuß ungefähr 20 Minuten dauern würde.

Man marschierte dort aber nicht einfach über die Grenze und passiert den Stacheldraht. Der Weg ist sehr gefährlich. Meine Frau blieb an einer Stelle mit ihrem Schal am Stacheldraht hängen. Sie wollte den Schal losbinden, das kostete Zeit. Ich rief: „Vergiss den Schal!“, und zog sie hinter mir her. Kaum hatten wir den Stacheldraht überquert, knickte Zeynab mit dem Fuß um und verletzte sich. So wurden wir noch langsamer. Dabei waren wir ganz auf uns gestellt, ein Schlepper oder Führer war nirgends in Sicht. So waren wir viele Stunden lang unterwegs.

Irgendwo auf dem Weg ruhten wir uns aus, schliefen ein. Als wir erwachten, sahen wir ungefähr 50 Männer den Berg hinab auf uns zu kommen. Nima erschrak und fing an zu weinen. Sie waren aus Pakistan und wollten weiter nach Syrien, um da für ISIS zu kämpfen. Sie wollten uns mit sich nehmen. Ich hatte furchtbare Angst und beharrte, dass wir weiter in die Türkei wollten.

Als wir dann weiterliefen, sahen wir am Wegesrand eine Leiche. Der Körper war halb mit Decken bedeckt, doch Kopf und Arme waren offen, das Fleisch hing in Fetzen aus dem Körper heraus. Ich wollte Zeynab diesen Anblick ersparen, auch den Frauen aus der anderen Familie, die mit uns unterwegs war, vergeblich. Da sank uns allen der Mut.

Nach Van führte uns ein Schlepper. Um in die Stadt und eine sichere Wohnung zu gelangen, mussten wir einen Fluss durchqueren. Das Wasser war nicht tief, aber sehr kalt. Eigentlich hieß es, wir sollten unsere Kleider ausziehen, aber das wagten wir nicht. Entgegen der Versprechungen war die Wohnung unheizt, Wasser und Strom gab es auch nicht. Wir behalfen uns die zwei Tage unseres Aufenthalts mit Kerzen. Es war November und draußen lag Schnee. Unser wenigstens, übrig gebliebenes iranisches Geld nahm der Schlepper uns ab. Er sagte, das Geld werde uns in Schwierigkeiten bringen. Wir könnten im Bus aufgegriffen und zurückgeschickt werden.

Nach einer 25 stündigen Busreise kamen wir in Istanbul an. Dort kontaktierten wir einen Schlepper afghanischer Herkunft, von dem erzählt wurde, er überfüllte die Boote nicht und sei im Allgemeinen anständig. Der Mann versprach uns eine gute Unterkunft in der Stadt. Doch er führte uns zu einem Keller. Auch dort gab es weder Heizung noch warmes Wasser oder ein Badezimmer. Er sagte, die Polizei könnte uns auf der Straße aufgreifen und ausweisen. Dann schloss er die Tür hinter uns ab. Wir waren wie Gefangene. Aus Angst blieben wir stumm.

Für die Mahlzeiten mussten wir bezahlen. Er kam, brachte Essen, dann schloss er wieder hinter sich die Tür ab und ging. Wir steckten in diesem Keller fest, ohne Strom und Wasser, ohne Waschmöglichkeit. Es war sehr kalt, ich sorgte mich um Zeynab. Ich wickelte sie in alle Decken ein; Haupt- sache, sie hatte es warm, das war das Wichtigste.

Wegen der Geldübergabe hatten wir eine Auseinandersetzung. Voraus schauend hatte ich nur einen Teil unseres Geldes in bar mitgenommen. Der Schlepper wollte im Voraus bezahlt werden, was über einen türkischen Geldwechsler abgewickelt werden sollte. Falls die Überfahrt nicht klappen



oder wir sterben würden, hätte er in jedem Fall verdient.

Ich hatte ein ungutes Gefühl.

Darum drängte ich, aus dem Keller zu kommen

und mich auf die Suche nach einer Möglichkeit zu machen, die für mich pas-

send schien. Zeynab und Nima blieben im Keller mit drei anderen Familien,

die bis nach Österreich unsere Begleiter bleiben sollten.

Schließlich fand ich einen Wechsler, der aus Kabul stammte. Als wir in sein Büro kamen, fand ich, dass er wie ein normaler Kerl aussah. Er sagte zu mir: „Dein Geld bleibt hier 3 Tage lang gesichert. Erst wenn du persönlich anrufst, löse ich es aus und mache den Transfer. Wenn du nicht anrufst, erspare, auch den Frauen aus der anderen Familie, die mit uns unterwegs war, vergeblich. Da sank uns allen der Mut.“

Dafür nahm er eine Gebühr, aber es war in Ordnung. Dieses Problem war

gelöst.

wir am Strand fanden, und machten ein Feuer. So wärmen und trockneten wir uns ein wenig. Doch das Holz war feucht, da kam fast nur Rauch, der in den Augen brannte. Als es hell wurde, war da immer noch keine helfende Küstenwache, kein Bus, kein Taxi. Nichts und niemand.

Wir liefen allein mit den zwei befreundeten Familien bis zu einer Straße, wo wir Hilfe fanden. Wir hatten kein Geld mehr, es war nichts geblieben. Um Tickets zu kaufen, mussten wir uns aus dem Iran Geld überweisen lassen, diesmal als Kredit. Rasch war auch der Großteil dieses Geldes ausgegeben, doch es brauchte uns nach Athen und von dort nach Mazedonien und in die Balkanstaaten.

Die Reise durch Europa verlief ohne große Zwischenfälle. Man fuhr mit dem Bus oder Zug bis zu einer Grenze, dann stieg man aus und lief zu Fuß über die Grenze. Wir nahmen kaum wahr, wo wir waren. Hilfsorganisationen warteten an den Stationen auf die Flüchtlinge, man musste sich anmelden und lange Zeit im Gedränge auf einen Stempel oder eine Bestätigung warten. Es war anstrengend, aber nicht mehr gefährlich. Sehr viele Menschen waren unterwegs.

Als wir aus dem Iran ausreisten, kamen für mich drei Länder in Frage. An erster Stelle stand Deutschland. Wenn es dort nicht klappen würde, dann hätten wir es in Finnland versucht oder in der Schweiz.

In Österreich wurden wir gecheckt. Man sagte uns: „Wer in Österreich bleibt will, muss sich auf diese Seite stellen, und wer nach Deutschland will, auf die andere Seite.“

Wir gingen zu der Seite, die nach Deutschland ging. Hier trennten wir uns von unseren Freunden.

Zuerst ging es dann mit dem Zug nach München. Dort lebten wir einige Monate in einer Turnhalle. Es war voll und man lebte ohne jede Privatheit, aber wir schlossen Freundschaft mit dem Leiter, der sehr nett war.

Mit einem Zug kamen wir 2016 in Berlin an.

Das Gespräch wurde am 2. Dezember 2016 geführt und in Berlin aufgenommen.

ZEYNAB AND AMIN

Zeynab, Amin, and their son, Nima, come from Shiraz, Iran. They are Afghan in origin; Zeynab was born in Iran. She was pregnant during their flight. Their daughter, Aniya, was born in Berlin in 2016.

Amin recounts:

We fled because I was picked up in my home town of Shiraz without a valid passport. I was supposed to be sent back to Afghanistan, where I was born. My wife, Zeynab, is also of Afghan origin, but she was born in Iran. In our adversity we said we should use the chance to flee while the routes were still open.

We sold our household effects and claimed back the deposit on our apartment, so as to have ready cash for the journey.

We went by bus to Teheran, where we were put up by an Afghan family we knew. We stayed there for about a week. We were always afraid I would be discovered and deported.

From Teheran we went by taxi to the border town of Urmia. It was a crazy journey. The nervous driver did almost 200 km/h. Sometimes the car nearly left the road. I was sitting on the back seat behind the man, and tapped him on the shoulder and asked him to drive more slowly. "We don't want to die," I said.

When we reached the Turkish border we met the traffickers, whom we had to pay a lot of money. From then on they took the decisions; our lives were in their hands.

The way across the border was terribly difficult. It was midnight. I carried Nima and a heavy rucksack. Zeynab was pregnant and wasn't supposed to carry anything heavy. We were told that the border crossing on foot would take about twenty minutes.

But you don't just march across the border and through the barbed wire. The crossing is very dangerous. At one point my wife got her scarf caught in the barbed wire. She wanted to untie it, but that takes time. I called out: "Forget the scarf!" and dragged her behind me.

We had hardly gotten through the barbed wire when Zeynab twisted her foot and injured herself. So we slowed down even more. We were completely on our own, no trafficker or guide in sight. So we were on the move for many hours.

Somewhere along the way we took a rest and fell asleep. When we woke up we saw about fifty men coming down the mountain towards us. Nima

was frightened and began to cry.

They were from Pakistan, and wanted to go on to Syria in order to fight there for ISIS. They wanted to take us with them. I was terribly afraid, and insisted that we wanted to continue into Turkey.

Walking on, we saw a corpse at the side of the road. It was partially covered with blankets, but the head and arms were exposed and the flesh hung in shreds from the body. I wanted to spare Zeynab this sight, and also the women from the other family traveling with us, but in vain. All our spirits sank. A trafficker led us to Van. In order to reach the city and a safe house we had to cross a river. The water wasn't deep, but very cold. Actually we were told to take off our clothes, but we didn't dare. Despite promises the apartment was unheated, and there was no water or electricity either. We made do with candles during our two-day stay there. It was November, and there was snow outside.

The trafficker took the rest of our Iranian money. He said it would get us into trouble. We could be seized in the bus and sent back.

After a twenty-five-hour bus ride we arrived in Istanbul.

There we contacted an Afghan trafficker, of whom it was said that he didn't overfill the boats and was generally reputable.

The man promised us decent accommodation in the city. But he took us to a basement. Here too there was neither heating nor warm water nor a bathroom. He said the police could pick us up on the street and deport us. Then he locked the door on us. We were prisoners. In fearful silence.

We had to pay for our meals. He came, brought food, then locked the door again and left. We were stuck in this basement, without electricity and water, without being able to wash. It was very cold. I was worried about Zeynab. I wrapped her in all the blankets. The main thing was for her to keep warm; that was the most important thing.

We had a dispute over payment. Planning ahead, I had only brought part of our money with us in cash. The trafficker wanted to be paid in advance, and this was supposed to be transacted by a Turkish money-changer. If the crossing didn't come off or we died, he would have earned his money anyway.

I had a bad feeling. So I insisted on coming out of the basement to look for a possibility that seemed all right to me. Zeynab and Nima stayed in the basement with the three other families who would remain our companions as far as Austria.

Finally I found a money-changer from Kabul. When we entered his office I



thought he looked like a normal guy. He said to me: "Your money is secure here for three days. I only release it and make the transfer when you call me in person. If you don't call, the deal doesn't go through."

For this he took a fee, but it was okay. This problem was solved.

We were supposed to cross the sea near Izmir. There were fifty-five of us waiting for boats. It was evening. I saw the churning waves and the dark sea. All at once I began to tremble with fear.

Suddenly the coastguard appeared. We were taken away and divided between two buses. We halted in the middle of a deserted landscape. I had a cold and was exhausted fit to drop. I was dizzy and had to lie on the floor. Nima was on the seat with Zeynab. I think I lost consciousness three times during the night. After I had recovered somewhat I began to insist on better accommodation, but without success.

Somehow, though, the trafficker came to an arrangement with the coastguard. We were brought back to the coast.

We set off at 1 a.m. and were at sea for about four hours. The boat bobbed up and down with the waves, and we got drenched. It was very scary. The women sat in the middle of the boat, the men around them.

The trafficker had promised us that the boat would have a captain, someone who knew what he was doing. But the man on the boat couldn't steer it at all. He would take it to one side, then to the other. He couldn't steer the boat straight ahead.

There was a lamp on the prow, our only orientation in the darkness.

When we reached the island of Lesbos, new traffickers came and cut up the boat. The evidence was supposed to be destroyed. We used boards we found on the beach to make a fire. So we warmed and dried ourselves a little. But the wood was damp; it really only made smoke, which burned our eyes. When it was light there was still no helping coastguard, no bus, no taxi. Nothing and nobody.

With our friends, the two families, we walked to a road where we found help. We had no more money; there was nothing left. In order to buy tickets we had to have money transferred from Iran, this time as a loan. Most of this money was soon spent, but it took us to Athens, and from there to Macedonia and the Balkan states.

The journey through Europe went without much incident. We went by bus or train to a border, then exited and walked across. We hardly noticed where we were. Aid agencies waited at the stations for the refugees. You had to register and wait for a long time in the crush for a stamp or an endorsement. It was stressful, but no longer dangerous. There were a great many people on the move.

When we left Iran, three countries seemed possible to me. Foremost Germany. If it didn't work out there, then we would have tried Finland or Switzerland.

In Austria we were checked. They said to us: "If you want to stay in Austria, you have to line up on this side. If you want to go to Germany, on the other."

We went to the side that went to Germany. Here we parted company with our friends.

First we went by train to Munich. We lived there for a few months in a sports hall. It was very full, and you had no privacy, but we made friends with the warden, who was very nice.

We arrived in Berlin by train in 2016.

The conversation was recorded on December 2, 2016, in Berlin.

FAMILIE MOTTAWEH

Mahmoud Mottaweh und Salwa Kamel flohen 2013 mit ihren vier Kindern Mohamad, Omar, Obai und Alma aus Damaskus, Syrien.

Obwohl die Familie erst seit 19 Monaten in Deutschland lebt, erzählt Mohamad Mottaweh (11 Jahre) die Geschichte seiner Familie auf Deutsch. Sein Vater hilft mit Namen von Städten und Orten oder wenn der Junge einen Ablauf vergessen hat. Die Brüder Obai und Omar sowie die Mutter Salwa mit Alma und der kleinen, in Berlin geborenen Elaf sitzen mit am Tisch und mischen sich ab und zu ins Gespräch.

Mohamad erzählt:

Wir lebten in einem Außenbezirk von Damaskus. Doch das Leben war schwer, wegen des Krieges. Mein Vater hat in Libyen gearbeitet, so hatten wir eine Chance zur Flucht.

Wir beantragten Pässe für alle, dann reisten wir mit dem Flugzeug in den Libanon. Von dort ging es weiter über Ägypten nach Libyen. Aber diesen Weg konnten wir nicht mehr legal zurücklegen. Wir reisten in einem Pickup. Es gab viele Haltestellen, an den Checkpoints, da wurden wir nach Waffen durchsucht. Auch wechselten wir auf diesem Weg alle zwei bis vier Stunden das Auto, neunmal wechselten wir. In den Transportern war es sehr eng, viele reisten mit uns. Wir konnten kaum atmen. Da waren Menschen aus Syrien, Bangladesch, Sudan, Algerien, Somalia.

Diese Reise dauerte einen Tag lang. Wir hatten keine Angst, für uns war es auch spannend. Sie haben sogar auf uns geschossen.

Mein Vater hat 2.000 Dollar für den Schleuser bezahlt. Vier Monate hat er nach jemandem gesucht, der uns nach Italien bringen konnte.

In Bengasi war Endstation. Wir sollten auf ein Boot umsteigen. Wir saßen schon in einem Boot, da haben sie gesagt, das Boot sei kaputt. Das war ein Metallboot. Aber es war kaputt, so hatten wir keine Wahl. Wir mussten auf ein kleines und weniger stabiles Boot aus Holz umsteigen. Vielmehr waren das drei Holzboote, ein jedes fasste ungefähr 150 Menschen, davon je etwa 40 Kinder.

Beim Anblick des Bootes bekamen wir Angst. Ich wollte nicht mehr einsteigen, meine Brüder und meine Mutter auch nicht. Unsere erste Schwester Alma war noch so klein. Wir zögerten, bis wir die Letzten waren, die einsteigen sollten. Unsere Mutter blieb stehen und sagte: „Kommt Kinder, wir kehren um. Wir kaufen uns jetzt im Restaurant ein Hähnchen und dann gehen wir nach Hause zurück, zu meiner Schwester.“

Aber mein Vater und ein Freund von ihm, der mit uns reiste, bestanden darauf, dass wir einstiegen.

Unsere Jacken und die Spielzeuge, mein Auto mit Fernbedienung und die Puppe meiner Schwester, blieben im ersten Boot zurück.

Mit uns im Boot waren wieder Menschen aus Somalia, Afghanistan, Syrien. Von überall her. Es gab drei Decks. Wir waren im zweiten Deck. Die Afrikaner, die oben saßen, haben auf uns erbrochen. Die Menschen aus Somalia und dem Iran waren im untersten Deck, das unter dem Wasserspiegel lag. Wir hatten kaum zu Essen dabei, nur ein bisschen Brot und Wasser. Der Wellengang war sehr stark. Das Boot schaukelte hin und her. Der Motor war kaputt. Irgendwann fing er Feuer. Wir kippten Wasser darauf. Dann kam ein italienisches Boot und rettete uns.

Hier blieben wir zwei Tage lang. Mein Vater kann Italienisch. Er musste übersetzen. Er wurde auch befragt.

In unserem Ankunftshafen Brindisi wurden wir untersucht. Unsere Mutter musste ins Krankenzimmer, ihr Blutdruck war sehr hoch. Unser Vater wurde auf die Polizeiwache gebracht. Er musste alles erzählen; wer das Boot gefahren hat, wer der Schleuser war. Er musste auch seinen Fingerabdruck abgeben. Auch wir wurden befragt. Dabei hatten die Polizisten Kameras um den Kopf geschnallt, mit denen sie die Gespräche aufnahmen.

Mit unserer Mutter im Krankenzimmer und unserem Vater bei der Befragung, wurden wir auf einmal von den Eltern getrennt. Es war als hätten sie uns vergessen. Es war Nacht.

Weil mein Vater übersetzen und Gespräche führen musste, blieben wir 15 Tage in Brindisi.

Von dort ging es über Mailand nach Paris und Hamburg, alles per Zug. Wir

lernten spannende Menschen kennen, zum Beispiel einen Mann, der von Beruf Taucher war. Unser Ziel war Dänemark, wo wir neun Monate blieben. Auch hier kamen wir nicht zur Ruhe. Wir waren in drei Wohnheimen. Im ersten Wohnheim waren wir zwei Monate. Es gab Häuser für die einzelnen Familien, es war sauber und angenehm.

Im nächsten Heim war nicht schön. Wir bewohnten alle ein enges Zimmer mit nur drei Betten für inzwischen 7 Personen. Weil das Touristenwohnungen waren, mussten wir auch von dort fort.

Nach Deutschland sind wir fast geflohen. Wir erzählten niemandem im dänischen Heim, daß wir fortgingen, ließen den Schlüssel stecken. Erst als wir von Deutschland aus unsere Pässe forderten, kam das heraus. Es gab ziemlich viel Hin und Her wegen der Pässe und der Aufenthaltsgenehmigung; wir sollten sogar wieder nach Italien geschickt werden.

In Deutschland sind wir jetzt seit einem Jahr und sieben Monaten. Seit schon sieben Monaten warten wir, aber unser Status ist noch unklar.

Wir wohnen jetzt in zwei Zimmern in einem Wohnheim in Berlin.

Mein Vater sucht eine Wohnung, bisher vergeblich.

So sind wir jetzt schon vier Jahre lang auf der Flucht, und haben uns noch nicht niedergelassen.

**Das Gespräch wurde am
13. Januar 2017 in Berlin aufgenommen.**

**Die Familie wohnt inzwischen in einer provisorischen
Containersiedlung für Geflüchtete.**

**Mahmoud Mottaweh erwägt den Umzug mit seiner Familie
nach Albanien.**



MOTTAWEH FAMILY

Mahmoud Mottaweh and Salwa Kamel fled from Damascus with their four children, Mohamad, Omar, Obai, and Alma.

Although the family has only been living in Germany for 19 months, Mohamad Mottaweh (11) tells the story in German. His father helps with the names of cities or places, or when he has forgotten a sequence. His brothers, Obai and Omar, and mother, Salwa, with Alma and little sister Elaf, born in Berlin, also sit at the table and join in the conversation now and then.

Mohamad recounts:

We lived in a suburb of Damascus. But life was hard because of the war. My father worked in Libya, so we had an opportunity to get out. We applied for passports for everyone, then we took a plane to Lebanon. From there we went to Libya via Egypt. But we couldn't take this route legally. We traveled in a pickup. There were a lot of stops, at checkpoints, where we were searched for weapons. On this journey we also changed cars every two to four hours. We changed nine times in all. It was very cramped in the trucks, as lots of people were traveling with us. We could hardly breathe. There were people from Syria, Bangladesh, Sudan, Algeria, Somalia.

The journey lasted a day. We weren't afraid; it was exciting too. They even fired on us.

My father paid the trafficker 2,000 dollars. For four months he looked for someone to take us to Italy.

The final stop was Bengasi, where we were supposed to take the boat. We were already sitting in a boat when they said it was broken. It was a metal boat. But it was broken, so we had no choice. We had to transfer to a less stable wooden boat, or rather three wooden boats, each one containing 150 people, among them forty children.

We took fright at the sight of the boat. I didn't want to board, nor did my brothers or my mother. Our first sister Alma was still very small. We hesitated until we were the last to board. Our mother stood still and said: "Come on, children, we're going back. We'll buy some chicken in a restaurant, and then we're going home to my sister."

But my father and a friend of his, who was traveling with us, insisted on us boarding. Our jackets and the toys, my remote-control car and my sister's doll, stayed in the first boat.

Once again there were people from Somalia, Afghanistan, Syria in the boat with us. From all over the place. There were three decks. We were in the second deck. The Africans, who sat up top, vomited onto us. The people from Somalia and Iran were in the lowest deck, which was below water level. We had hardly anything to eat, just a little bread and water. The waves were very high. The boat rolled back and forth. The motor was broken. At some point it caught fire. We tipped water onto it. Then an Italian boat came and rescued us.

We were here for two days. My father can speak Italian. He had to translate. They also interrogated him.

When we arrived in the port of Brindisi we were examined. Our mother had to go to hospital because her blood pressure was very high. Our father was taken to the police station. He had to tell them everything: who had sailed the boat, who the trafficker was. He also had to give them his fingerprints. We were also interrogated, by policemen who had strapped cameras to their heads to record what was said.

With our mother in hospital and our father being interrogated, we were suddenly parted from our parents. It was as if they had forgotten us. It was night.

Because my father had to translate and have discussions, we stayed in Brindisi for fifteen days.

From there we went to Paris and Hamburg via Milan, always by train. We got to know some interesting people, for instance the man who was a professional diver. Our goal was Denmark, where we stayed for nine months. But we couldn't settle down. We were in three hostels. We were in the first for two months. There were houses for the individual families; it was clean and pleasant.

The next hostel wasn't nice. We all lived in a cramped room with only three beds for seven people, by now. We had to leave there, too, because they were tourist apartments.

We pretty much fled to Germany. We didn't tell anyone in the Danish hostel that we were going. We left the key in the door. It only came out when they asked us for our passports in Germany. There was quite a lot of toing and froing about the passports and the residence permit; they even wanted to send us back to Italy.

We've been in Germany for a year and seven months. We've been waiting for seven months, but our status is still unclear.

We now live in two rooms in a hostel in Berlin.

My father is looking for an apartment, up to now in vain. So we've been on the move for four years now, and still haven't settled.

The conversation was recorded in Berlin on January 13, 2017.

The family now lives in a provisional container development for refugees.

Mahmoud Mottaweh is considering moving with his family to Albania.



Die beteiligten Künstler

Ruth Rosenfeld



Mark Waschke



Dilan Gürmez



Schülerinnen und Schüler
der Konrad-Agahd-Grundschule



Angelika Schneider-von Maydell



Mohammad Stas,



Anna Faroqi & Haim Peretz



Arbeiten (Auswahl):

Krebs Kung Fu (Bebra-Verlag 2017),
Graphic Novel von Anna Faroqi

Zuhause auf Zeit (D 2016, 19'),
Dokumentarfilm über den Alltag in einem Berliner Flüchtlingswohnheim,
mit Mohammad Stas

Willkommensgesten (2015-16) –
Ausstellungsserie zum Thema Flucht und Vertreibung,
Friedrich-Ebert-Stiftung, Literaturfestival Berlin, Rathaus Lichtenberg

Bauhaus Fenster (D 2015, 8') –
Filmessay über die Entstehung eines Museumspavillons
mit historischen Reclining-Materialien

Verbogene Stimmen (D. 2012, 35'),
Videoportraits von Migrantinnen

TRANSLATIONS – Installation von Videos und Zeichnungen

Hanin (HD, D 2017, 8'43")

Ruth Rosenfeld interpretiert *Hanins Geschichte* (HD, D 2017, 5'24")

Von Hanin, die während des Gesprächs nicht im Bild zu sehen sein möchte, sieht man die Hände, die zeichnen, sowie ihre spielende Tochter. Die Sängerin und Schauspielerin Ruth Rosenfeld interpretiert Hanins Geschichte in einem Tondokument.

Mustafa (HD, D 2017, 10'32")

Mark Waschke liest *Mustafas Geschichte* (HD, D. 2017, 6'32")

Mustafa aus Aleppo, Syrien, floh vor Folter und Kriegsdienst. Er erzählt seine Geschichte in der Wohnung eines Freundes in Delitzsch, bei Leipzig. Der Schauspieler Mark Waschke liest die Geschichte Mustafas in einem Raum der Galerie im Saalbau Neukölln.

Lana, Didar und Layad (HD, D 2017, 17'01")

Lanas Geschichte – Animationsfilm mit Zeichnungen von Schüler*innen der Konrad-Agahd-Grundschule (HD, D 2017, 12'10")

Lana, ihr Mann Didar und ihr Sohn Layad flohen aus dem kurdischen Teil des Irak. Auf der Flucht wurde ihr Handy mit allen Bildern gestohlen. Schüler*innen der Konrad-Agahd-Schule geben mit einem gezeichneten Film der Familie die gestohlenen Bilder zurück.

Aufzeichnen und Erinnern

Jacob – Zeynab und Amin – Familie Mottaweh (HD, D 2017, 18')

Installation basierend auf drei Erzählungen

Jacobs strapaziöse Flucht aus Eritrea dauerte 5 Jahre. Erst in Rackwitz bei Leipzig konnte er sich ein Leben aufbauen. Er selbst singt die Geschichte der Flucht aus Eritrea und begleitet sich auf der traditionellen Krar.

Zeynab und Amin aus dem Iran fotografierten auf ihrem Fluchtweg. Von den gefährlichen Stationen wie Grenzübergang und Reise über das Mittelmeer gibt es keine Fotos.

Die Familie Mottaweh floh aus Syrien. Die Kinder erzählen und übersetzen für ihren Vater. Sie haben Zeichnungen von ihrem Fluchtweg gemacht.



IMPRESSUM

Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung
TRANSLATIONS – Anna Faroqui & Haim Peretz

Herausgeber Anna Faroqui & Haim Peretz
Redaktion Anna Faroqui & Haim Peretz

Gestaltung Monika Küßner

Fotos Seite 5 Hanin dt.: Anna Faroqui, Graphit und Aquarell auf Papier, 2017
Seite 6 Hanin engl: image from: Ruth Rosenfeld interpretiert Hanins Geschichte, 2017
Seite 7 Mustafa dt: Bild aus: Mustafa, 2017
Seite 8 Mustafa engl: image from: Mark Waschke interpretiert Mustafas Geschichte, 2017
Seite 9 Lana dt: Bild aus: Lana, Didar und Layad, 2017
Seite 10 Lana engl: images from: Lanas Geschichte, 2017
Seite 12 Jacob dt: Bild aus: Aufzeichnen und Erinnern, 2017
Seite 13 Jacob eng.: image from: To Record and To Remember, 2017
Seite 14 Zeynab: Bild aus: Aufzeichnen und Erinnern, 2017
Seite 15 Zeynab eng.: Angelika Schneider-von Maydell, Acryl auf Leinwand, 2017
Seite 16/17 Mottaweh dt: Bild aus: Aufzeichnen und Erinnern, 2017
Seite 18 Mottaweh engl: Omar und Mohamad Mottaweh, Graphit auf Papier, 2017
Seite 19 Biografien: bei Mark Waschkes Foto: © Joachim Gern

Umschlag Außenseiten

Umschlag Innenseiten

Druckerei print24

Auflage 500?

© Anna Faroqui & Haim Peretz

Berlin 2017

KULTUR
Neukölln
Bezirksamt Neukölln von Berlin
Logo
Galerie
Saalbau
STIFTUNG KUNSTFONDS

Bundesministerium
für Bildung
und Forschung
STÄDTEBAU
FÖRDERUNG
ZU STADT
SOSIALE
STADT

be
Berlin
sozial
für
Bildung
QUARTIER
MANAGEMENT
DANHOFERSTRASSE

be
Berlin
sozial
für
Bildung
Kultur
macht STARK
Bündnis für Bildung

KIDS FILM
KINDER INS KINO
Kulturnetzwerk
Neukölln e.V.
be
Berlin
sozial
für
Bildung

Kulturnetzwerk
Neukölln e.V.
be
Berlin
sozial
für
Bildung